

Hat das Christentum versagt?

Von AUGUST BRUNNER S. J.

Jedesmal, wenn der Mensch im Bereich der christlichen Kultur vor den Trümmern einer Katastrophe steht, die wie ein Wirbelwind verheerend über die Länder und Herzen hinwegfegte, stellt er zu sich selber kommend die Frage: Wie war so etwas möglich? Wie konnten Menschen, die sich Christen nennen, so etwas tun? Hat das Christentum in den fast zweitausend Jahren, seitdem das Abendland sich zu ihm bekennt, die Herzen so wenig verändert, daß Verbrechen und Greuel, wie sie das alte Heidentum kaum gekannt hat, heute möglich sind? Ist das Christentum wirklich die Kraft, die es zu sein vorgibt, eine Kraft, die die Menschen zum Guten umwandelt? Oder hat es nicht vielmehr sein Unvermögen bewiesen, hat es nicht versagt? So fragte man nach dem letzten Kriege, so fragt man auch nach dem Schrecknis des eben zu Ende gegangenen und beim Anblick des nicht enden wollenen Elends, das er nach sich zieht und das sich zu einem großen Teil auch jetzt vermeiden ließe, wenn die Welt wirklich christlich wäre.

Nun ist damit ja eine erste Antwort auf unsere Frage schon angedeutet: die Welt ist eben nicht christlich; was an Greueln verübt wurde und wird, das geschieht im Namen von Lehren und Mächten, die dem Christentum den Kampf angesagt haben und die seine Bekenner verfolgten und verfolgen bis aufs Blut. Man könnte auch hinweisen auf die große Schar derer, die in Gefängnissen und Konzentrationslagern für ihren christlichen Glauben Unsagbares gelitten haben, auf die große Zahl der Märtyrer, die die Kirche in diesen neuen Verfolgungen aufzuweisen hat. Es ist gewiß ein tröstlicher Gedanke, daß auch unser Geschlecht fähig war, Blutzeugen zu stellen; und daß das Glorreiche, das vergangenen Jahrhunderten oder fernen Missionsländern vorbehalten schien, sich sozusagen vor unsern Augen ereignet hat und daß vielleicht einer von denen, die wir heute als Märtyrer verehren, ein Bekannter oder Freund von uns war, vielleicht gar mit uns jahrelang am gleichen Tisch gegessen hat.

Diese Antworten haben gewiß ihren Wert. Ganz hat also das Christentum nicht versagt; es hat so vielen die Kraft gegeben, das Knie nicht vor Baal zu beugen und Not und Mißhandlung nicht bloß zu ertragen, sondern in Liebe zu überwinden. Wer Menschen begegnet ist, welche die Hölle des Konzentrationslagers hinter sich haben und die von jener Zeit der Schrecken ohne jeden Haß, ohne Wunsch nach Rache sprechen können, der wird dies Erlebnis nie mehr vergessen können. Und muß nicht jeder Vernünftige sich sagen, daß hier allein der Weg und die Kraft ist, den Haß und das Übel, das ihm entspringt, aus der Welt zu schaffen? Wenn Haß immer neu mit Haß, Gewalt mit Gewalt beantwortet wird, dann wird die Kette

des Elends und Unrechts nie abreißen und der Abgrund, in den wir zu stürzen drohen, nur immer weiter aufgerissen werden. Wären wir alle Christen, ganze Christen, wie es die waren oder geworden sind, die durch dieses Feuer der Läuterung hindurchgegangen sind und die Probe als echtes Gold bestanden haben, dann wären die Folgen des Ungeheuren, das hinter uns liegt, bald verheilt, ja dann hätte es zu solchen Greueln überhaupt nie kommen können.

Aber das ist ja gerade die schmerzvolle Frage, der eigentliche Sinn des Vorwurfs, daß das Christentum versagt habe: warum sind der echten Christen nach zweitausend Jahren noch so wenige, warum sind sie so selten, daß man sie in der Menge übersieht? Wie kommt es, daß das Christentum die Welt und die Herzen so wenig gewandelt hat? daß seine Forderungen auch heute noch so weithin Forderung und so wenig Wirklichkeit sind? Wenn das Christentum die göttliche Macht wäre, die es zu sein behauptet, müßte nach neunzehn Jahrhunderten das christliche Erbe nicht stark genug sein, Krieg und Verfolgung und Konzentrationslager unmöglich zu machen? Daß es dies nicht vermocht, darin eben sieht man das Versagen des Christentums.

Dieser Zweifel oder Vorwurf setzt aber doch wohl voraus, daß das Christentum den Anspruch erhoben hat und erhebt, diese Dinge aus der Welt zu schaffen und die Erde langsam in ein Paradies zu verwandeln. In Wirklichkeit ist das gar nicht der Fall; im Gegenteil, mag es uns noch so sehr überraschen oder gar zum Ärgernis werden, das Christentum hat stets damit gerechnet, daß solche Greuel immer wieder vorkommen werden bis ans Ende der Zeiten. An allen Stellen, wo im Neuen Testament von der Zukunft des Reiches Gottes gesprochen wird: in den Reden Christi vom Ende und vom Gericht, die ja doch das Geschick seiner Kirche für alle Zeiten und zu allen Zeiten ankünden und nicht bloß für den fernen Endpunkt der Geschichte, in der Offenbarung, deren Gesichte von erschreckenden Katastrophen nicht nur für die letzten Geschlechter geschrieben sind, sondern auch für uns gelten und das Geschehen unserer Zeit wie aller Zeiten in seinem innersten Wesen enthüllen — immer ist ja letzte Zeit und immer ergeht das Gericht —, da ist nicht die Rede von einem Zustand, in dem alle Mächte des Bösen zum Schweigen gekommen sind, sondern von Krieg, Verfolgung, Mord an den Heiligen und an den Verkündern des Wortes Christi. „Denn es wird sich Volk wider Volk und Reich wider Reich erheben, und wird Hungersnöte geben und Erdbeben von Ort zu Ort“ (Mt. 24, 7). „Sie werden euch den Gerichtshöfen ausliefern. . . Der Bruder wird den Bruder zum Tode überliefern und der Vater das Kind; Kinder werden gegen ihre Eltern aufstehen und sie töten. Ihr werdet von allen gehaßt sein um meines Namens willen.“ (Mk. 13, 9 12.) Das ist das Bild der christlichen Welt, der christlichen Jahrhunderte, das Unser Herr uns vor Augen stellt. Wenn es auch unseren Erwartungen nicht entspricht, so müssen wir doch zugestehen, daß es sich mit nur zu großer Genauigkeit bewährt hat. An seinen eigenen Ansprüchen ge-

messen hat also das Christentum nicht versagt, weil es niemals eine Welt ohne Krieg und Greuel versprochen hat. Ja wir müssen zugeben, daß ihm offenbar endelegt nie sehr viel an einer solchen Welt gelegen hat und daß sein innerstes Anliegen nie die Schaffung einer solchen Welt ist und sein kann.

Macht diese Antwort aber, statt die Sache des Christentums zu verteidigen, sie nicht eher schlechter? Wenn das Christentum nicht bloß aus einem zufälligen Grunde versagt hat, den man mit einigem Bemühen und gutem Willen beseitigen könnte, sondern wenn es wesentlich das Grauenhafte nicht aus der Welt zu schaffen vermag, welchen Wert hat es dann noch? Wäre es nicht besser, sich einer andern Religion zuzuwenden, die alle unbestreitbaren Werte des Christentums in sich aufnimmt, die aber fähig ist, die Welt endgültig von den Plagen und Geißeln zu befreien, die sie bis jetzt immer wieder heimgesucht haben?

Es ist nun freilich nicht so, als ob das Christentum nicht wünschte, daß die Menschheit aufhörte, sich gegenseitig das Schlimmste anzutun, das sich nur ausdenken läßt. Im Gegenteil, es ruft immer wieder zum entschiedensten geistigen Kampf auf gegen alle Bedrückung und Ausbeutung; und das meiste, was in dieser Hinsicht in der Geschichte erreicht wurde, ist christlichen Gedanken und Kräften entsprungen. Nur gibt es sich nicht der eiteln Hoffnung hin, daß dieses Urlaster der Menschheit einmal endgültig ausgerottet werden könnte. Die Ursache dieser entscheidenden Erkenntnis ist auch der Grund, warum es so etwas wie ein christliches Erbe im eigentlichen Sinn, im Sinn, wie es die erwähnte Frage meint, überhaupt nicht geben kann. Christus hat gesagt: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde!“ (Lk. 12, 32.) Klein wird aber die Herde seiner Bekenner, der ganzen Christen, zu jeder Zeit bis ans Ende bleiben. Wäre sie größer, umfaßte sie die Mehrzahl der Menschen, so wäre allerdings das Leben auf Erden wesentlich anders als jetzt, dann wäre die Erde schon ein Paradies.

Was uns in dieser Frage des christlichen Erbes täuscht, das ist die in unserer Zeit geläufige Idee des Fortschritts. Wir sehen, wie die äußeren Kulturgüter sich anhäufen, wie die Technik jedes Jahr vervollkommen wird, und zwar dadurch, daß eine Verbesserung sich auf dem bisher Erreichten aufbaut, und so immer weiter ohne Ende. So leben wir tatsächlich vom Erbe der vergangenen Jahrhunderte, und die kommenden Zeiten werden es noch besser haben, werden schneller und bequemer reisen können, werden in einem bisher ungekannten Ausmaß die Kräfte der Natur für sich arbeiten lassen, so daß vielleicht in einem Jahrhundert der Ärmste großartiger leben wird als heute ein amerikanischer Millionär. Hier geht wirklich ein Erbe von Kenntnissen und Fertigkeiten von Geschlecht zu Geschlecht; jedes trägt sein Teil dazu bei, um dieses Kapital zu vermehren, so daß es dauernd anwächst und über alles Vorstellbare hinaus zunehmen kann. Unter diesem Eindruck stehen wir alle. Wer heute die ersten Kraftwagen oder Flugmaschinen sieht, wie armselig kommt ihm da vor, was man vor noch nicht

so vielen Jahren als eine außerordentliche Errungenschaft angestaunt hat! Und so denken wir nun überall, auf allen Gebieten, in der Linie des Fortschritts als einer Aufhäufung und Weitergabe von Errungenschaften von Geschlecht zu Geschlecht. In diesem Sinn verstehen wir auch das christliche Erbe — und verwundern und empören uns, weil es nicht da ist.

Wir übersehen dabei, daß der Fortschritt eingeschränkt ist auf ein kleines Gebiet, eben auf das der materiellen Technik. Ist es nicht sonderbar, daß wir auch heute noch das Parthenon und griechische Statuen bewundern? Wir müßten doch längst darüber hinaus sein, wie ja auch kein Techniker mehr sich bilden geht an den Wagen von 1900 und niemand Flugzeuge von 1912 bestaunt, es sei denn wegen der fast kindlichen Unbeholfenheit ihres Baues! Und lassen wir uns nicht auch heute noch von der Musik eines Mozart und eines Beethoven bezaubern? Kommen uns die Gedichte Goethes nicht auch heute noch unerreicht und unerreichbar vor, obschon wir seitdem mehr als ein Jahrhundert vorangeschritten sind? Und Rembrandt, ist er vielleicht veraltet, weil er seine Bilder im 17. Jahrhundert gemalt hat? Und so mit aller Kunst. Es gibt also ein Gebiet, auf dem die Errungenschaften eines Geschlechtes nicht so weitergegeben werden, daß, wie in der Technik, das folgende auf der Höhe beginnt, wo das frühere aufgehört hat. Und neben der Kunst steht die Philosophie; auch da sind wir nicht über Plato und Aristoteles, über Kant und Hegel so hinausgekommen, daß wir ihre Schriften in ein Museum bringen könnten wie die ersten Lokomotiven, um uns höchstens daran bewußt zu werden, wie herrlich weit wir es schon gebracht haben. Auch heute noch haben uns Plato und Aristoteles etwas zu sagen; sie sind so wenig überholt wie die großen Künstler. Diese Tatsache dürfte uns doch nachdenklich machen. Und sie dürfte uns auch dazu veranlassen, uns einmal zu fragen, was ein Erbe überhaupt ist und was es sein kann.

Wir besitzen in Kunst und Philosophie das Erbe vergangener Jahrhunderte, und wir sind dadurch unstreitig reicher geworden. Aber was sich angehäuft, was sich vermehrt hat, das sind eben die Werke. Was sich nicht vermehrt, sondern was bald größer, bald geringer wird, ganz unabhängig von allen Werken, das ist das Können. In Kunst und Philosophie ist dieses Können eine Begnadung, eine Gabe, die keiner sich nimmt, sondern die man besitzt oder nicht besitzt, und die man nicht weitergibt. Stelle den Stümper vor die schönsten Gemälde, die es auf der Welt gibt, erkläre ihm die Maltechnik der großen Meister, und er wird eine Stümperei liefern. Und welche Philosophen müßten wir sein, wenn die unzähligen Studenten so vieler Geschlechter, die sich seit der Antike immer wieder mit heißem Bemühen über die Schriften des Aristoteles gebeugt haben, uns je einen Zuwachs an philosophischem Können gebracht hätten.

Woran liegt es nun, daß es ein technisches Erbe der ganzen Vergangenheit gibt, ein solches Erbe aber in Kunst und Philosophie, und wir vermuten auch auf dem Gebiete, um das es in all diesen scheinbaren Abschweifun-

gen doch eigentlich geht, einen ganz andern Sinn hat? Ist etwa im Technischen das Können größer geworden? Ja und nein! In einem Sinne ja; denn wir bringen Besseres fertig, einzig aus dem Grunde, weil wir im Jahre 1946 leben statt im Jahre 1900. In einem andern und hier entscheidenden Sinne, nein. Oder ist das Können des heutigen technischen Arbeiters etwa größer als das des vorgeschichtlichen Handwerkers aus dem Neolithikum, der die wunderbaren Steinmesser herzustellen wußte? Oder auch nur seines Vorgängers von 1900? Im Sinne des persönlichen Könnens, der persönlichen Fertigkeit sicher nicht. Diese kann eben niemand seinen Erben vermachen oder seinem Lehrling überlassen. Doch im Technischen besteht die Möglichkeit, die Formen der herzustellenden Dinge immer wieder zu vereinfachen, so daß sie bei gleicher Fertigkeit des Herstellers doch vollkommener sind. An diesen Werkzeugsformen vollzieht sich der Fortschritt. Mit einem Können, das dem des erwähnten vorgeschichtlichen Menschen vielleicht unterlegen ist, arbeitet der heutige Techniker an der Erstellung von Formen, die zusammengesetzt eine Flugmaschine ergeben. Formen von Stoffdingen sind aber fest; an ihnen kann man überlegen, ausprobieren und sie so anpassen und angepaßt zu größerer Vervollkommnung weitergeben. Darin liegt die Möglichkeit stetigen Fortschritts begründet. Und darum auch seine Einschränkung auf das Reich der Technik, des äußeren Besitzes. Rembrandt konnte seinem Sohn Titus seine Gemälde, soweit er noch solche besaß, als Besitz, als Geldwert vermachen, Goethe dem seinen die Erträge seiner Veröffentlichungen; aber weder konnte der eine ihm seine geniale Fähigkeit zu malen hinterlassen noch der andere sein überragendes Können als Dichter und Denker. Und damit kommen wir zu dem wichtigen Schluß: nur was sich von uns ablösen läßt, das Ergebnis unseres Könnens, kann man kommenden Geschlechtern weitergeben, nicht aber das Können selbst. Hier bildet sich kein Erbe. Dort, wo es nun vor allem auf das Ergebnis ankommt, wie im Technischen, in der Naturwissenschaft als Organisation, da gibt es Fortschritt; dort aber, wo das persönliche Können wesentlich ist, besteht ein solcher nicht. Dasselbe kann man auch so ausdrücken: je äußerlicher etwas dem Menschen ist, um so leichter ist ein Fortschritt möglich: je näher etwas aber dem Persönlichen steht, um so unübertragbarer ist es, um so mehr muß jeder mit dem Eigenen von vorne anfangen. Nun ist es so, daß auf dem äußerlichsten Gebiete, in der technischen Kultur, vor allem das Werk zählt, das Können aber nur als Quelle des Werks. Auf den anderen Gebieten nimmt die Bedeutung des Könnens immer mehr zu, ohne daß das Werk schon völlig dahinter zurücktritt; so in der Kunst, in den Organisationen des sozialen und staatlichen Lebens. Auf diesen Gebieten ist der Fortschritt nicht mehr geradlinig und stellt sich auch nicht gleichsam mechanisch ein; immerhin kann hier der Spätere doch besser gestellt sein, auch für die Ausbildung seines Könnens, als seine Vorgänger. Schließlich können wir uns sogar vorstellen, daß auf einem Gebiete einzig das Können rechnet und das Werk nur noch als Leib, als Ausdruck und Bewährung des Könnens:

losgelöst von ihm und von ihm entleert, ist es aber wertlos, ein Leichnam ohne Leben. Und wir verstehen auch, daß ein Gebiet um so lebenswichtiger und um so schicksalhafter sein muß, je mehr auf ihm das Können den Vorrang hat vor dem fertigen, vom Können nunmehr abgetrennten Werk.

Dieses Gebiet, auf dem das äußere Werk für sich allein nichts zählt, kennen wir aber; es ist das allerpersönlichste, weil es auf ihm um das Heil oder Unheil der Person als solcher geht, das Gebiet der Religion. Niemand hat dies stärker ausgedrückt als der Apostel Paulus, wenn er schreibt: „Wenn ich in Sprachen der Menschen und Engel redete, aber die Liebe nicht habe, so bin ich wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich prophetische Gabe hätte und alle Geheimnisse wüßte und alle übernatürliche Kenntnis, und wenn ich den Glauben hätte, um Berge zu versetzen, aber die Liebe nicht habe, so bin ich nichts. Und wenn ich stückweise all mein Vermögen verschenkte und meinen Leib hergäbe zum Verbrennen, aber die Liebe nicht habe, so nützt dies nichts.“ (1 Kor. 13, 1—4.) Alle Werke auf diesem Gebiet sind wertlos, wenn nicht der innere Geist sie beseelt. Man kann sogar sein Leben aus vielerlei Gründen hingeben, auch aus dem verwerflichen Grunde, um sich feige der Verantwortung zu entziehen.

Nun haben wir aber bereits erkannt, daß sich das Können als solches auf keinem Gebiet weitergeben läßt, sondern höchstens Techniken dieses Könnens, die es ausbilden und verfeinern, vorausgesetzt, daß es als Anlage vorhanden ist. Ferner verstehen wir auch, daß dieses Können jeweils persönlichste Angelegenheit eines jeden ist, darin ihn niemand ersetzen kann. Wohl kann ein Klavierkünstler das Ergebnis seines Konzerts einem anderen zuwenden, aber sein Spiel, seine Kunst, kann nur er selber ausüben. Und selbst auf körperlichem Gebiet ist es nicht anders. Ein Athlet kann wohl eine Schaustellung zugunsten der Armen geben. Aber das, was die Übung an körperlicher Kraft und Geschmeidigkeit, an Können erreicht hat, kommt nur ihm zugute und läßt sich von ihm nicht trennen. Das muß um so mehr der Fall sein, je unbedingter das Können, der persönliche Einsatz zählt und nicht eine davon loslösbare Leistung, je mehr also die Ausübung selbst Leistung und Werk ist.

Wenn dem aber so ist, so verstehen wir, daß es auf religiösem Gebiete und vor allem für die persönlichste aller Religionen, für das Christentum, so etwas wie ein Erbe in dem eingangs besprochenen Sinne nicht gibt. Wohl stellt uns das Christentum einen Schatz an Lehren, Einrichtungen und Gnadenmitteln zur Verfügung, die uns zu der vollendetsten Heiligkeit und Gutheit emporführen wollen. Aber sie tun dies nicht mechanisch, sondern ein jeder muß sich durch persönlichen Einsatz dieses Erbe aneignen: sonst besteht es für ihn nicht. Wie sonst im Leben fängt hier jeder von vorn an und muß für sich die Aufgaben bewältigen, die das menschliche Dasein, das Menschsein einem jeden stellt. Jeder wird nach der Lehre der Kirche mit der Erbsünde geboren; jeder tritt ins Dasein als ein selbstsüchtiger

Mensch. Und jeder hat die gleiche Aufgabe, diese Selbstsucht zu überwinden, durch echte Liebe, durch Hingabe an Gott und die Menschen ein wahrer, vollendeter Mensch und Christ zu werden. Beispiele, Gnadenmittel, Ermunterungen, Fürbitte der Heiligen und der Mitchristen stehen ihm zur Verfügung. Aber sich innerlich verwandeln, das kann nur er; das kann ihm niemand abnehmen, auch Gott selber nicht, da er ein Geschöpf, das er als Person ins Dasein gerufen, nicht als Sache behandeln kann, will er sich nicht mit sich selbst in Widerspruch setzen. Mit einer Sache macht man, was man will, ohne sie zu fragen, und sie muß es geschehen lassen. Mit einer Person ist es nicht so: sie ist frei, oder sie ist nicht Person; selbst ihr Geschehenlassen ist ein freies Geschehenlassen.

So ist es also mit dem Christentum wie mit der persönlichen Erfahrung, die jeder selbst machen muß und die sich nicht ansammelt von Geschlecht zu Geschlecht. In dem, was eigentliche Lebenserfahrung ist, sind wir ja nicht besser gestellt als unsere Vorfahren, und sie waren es nicht besser als wir. Gäbe es da eine Übertragung und Weitergabe, so müßten wir ja an Lebensweisheit so hoch über ihnen stehen wie unsere allerletzten Flugzeugmodelle über ihren so armseligen Verkehrsmitteln. Den Kampf um seine Heiligung und Vollendung muß jeder aufs neue aufnehmen und selber führen bis an sein Lebensende; und er wird an diesem Ende genau das sein, was er mit Gottes Gnade aus sich gemacht hat. Helfen können ihm andere nur insoweit, als er durch eigenen Einsatz sich geholfen haben will. So kämpft jeder Mensch Geschlecht um Geschlecht den gleichen Kampf — oder weicht ihm feige aus. Darum fängt hier jede Zeit und jeder Mensch genau an jenem Punkte an, wo auch die Vorfahren einzusetzen hatten. Hier auf dem persönlichsten Gebiete muß ein jeder mit Gottes Hilfe selbst anfassen; hier wird ihm nichts geschenkt, hier kann ihn niemand vertreten. Und es ist gut so. Nur so kann einmal in der Ewigkeit jeder ganz er selbst sein, im Guten oder im Bösen; jeder nur das, was er und niemand sonst aus ihm gemacht hat. Er kann niemand die Schuld geben, wenn er versagte; denn alle äußeren Bedingungen und Verhältnisse und Begegnungen haben für ihn den Sinn, den er selber ihnen gibt. Und wenn Person Selbstsein ist, unvertretbares Selbstsein, und wenn das Heil die Vollendung und Beseligung der Person ist, so kann es nicht anders sein und darf es nicht anders sein. Jeder ist seines Glückes Schmied, dieses alte Sprichwort gilt von äußeren Gütern und Stellungen nur in einem sehr beschränkten, viel zu beschränkten Maße. Es gilt aber streng und unabdinglich für das eigentliche, tiefe und wesentliche Glück, das Heil in der Vollendung der religiös-sittlichen Persönlichkeit. Und auf diese kommt es schließlich doch allein an, weil alles andere vergeht und nur gemeint ist als Mittel, Gelegenheit und Prüfung für die eine wesentliche Aufgabe, das Heil. Ist es nicht bei so vielen sozialen Ungerechtigkeiten und auch unvermeidlichen Unterschieden ein Trost — der natürlich die Bemühungen zu gerechtem, christlichem Ausgleich auch in den Gütern dieser Erde keineswegs lähmen soll, weil dieser Ausgleich ja gerade ein Prüfstein

der Liebe ist —, daß in der wesentlichen Aufgabe alle gleichgestellt sind? Wer fünf Talente erhalten hat, soll fünf weitere gewinnen, und wer zwei, zwei; und wem nur eines beschieden war, soll auch dies eine nicht vergraben, sondern ein weiteres erarbeiten. Aber alle werden eingehen in die Freude ihres Herrn. Darum kann auch, dies nur nebenbei, die Unterdrückung des sogenannten „lebensunwerten“ Lebens vom Christentum immer nur als ein Verbrechen bezeichnet werden; denn wenn eine Person einmal ins Dasein getreten ist, so besteht zwischen ihr und Gott die Frage ihres ewigen Wertes. In dieses Geheimnis hat kein Mensch das Recht sich einzudrängen, auch dann nicht, wenn irdische Werte nicht mehr zu erwarten sind, und wir selbst nicht mehr verstehen, wie die große und letzte Entscheidung noch möglich sein soll.

Wenn nun alles so auf den persönlichen Einsatz eines jeden gestellt ist, ist es dann nicht sinnlos, so wird man fragen, das Leben verchristlichen zu wollen? Kann es christliche Einrichtungen geben, und ist das Bemühen, christlichen Auffassungen auch im öffentlichen Leben Geltung zu verschaffen, einfach widersinnig, weil dem Wesen des Christlichen zuwider? Es stellt sich hier die schwere Frage nach der Möglichkeit christlicher Kultur, christlicher Politik, christlicher Kunst. Ist nicht dies alles mit den obigen Ausführungen verworfen? Keineswegs; nur ihr echter Sinn ist damit aufgedeckt, ihre Grenzen und ihre Bedingungen. Doch soll hier nicht in die Einzelheiten eingegangen, sondern nur die große grundsätzliche Linie herausgearbeitet werden.

Es ist kein Zweifel, daß sich jede innere Gesinnung und Haltung einen äußeren Ausdruck verschafft. Und dauernde und allgemeine Haltungen verkörpern sich in Institutionen, die ihrerseits wieder auf die innere Haltung zurückwirken, sie erhaltend und verstärkend. So werden auch christliche Haltungen und Einstellungen sich in solchen sozialen und äußeren Gebilden einen Leib suchen; sonst wären sie entweder nicht menschlich oder nicht echt. Es muß auch vor dem Irrtum gewarnt werden, der zu einem falschen Verständnis der bisherigen Überlegungen führen würde, nämlich die Person mit dem Individuum zu verwechseln. Das Individuum ist nur eine Seite der Person, die soziale, gemeinschaftsbildende Seite ist nicht minder wesentlich für sie. Ebenso ist die Person nicht auf das Innere beschränkt, sondern steht beherrschend über dem Unterschied zwischen Innen und Außen. Also wird das Persönliche immer sowohl innere Haltung wie äußere Gestaltung umfassen. Für das Christliche ist, wie wir wissen, die Form der Kirche wesentlich und von ihm unabtrennbar. Jedoch kann sich das Christentum, eben als unmittelbar und wesentlich den Personenkern betreffend, nicht versagen, auch die übrigen Bezirke, Politik, Wirtschaft, Kunst, mit seinem Geiste zu durchsetzen, ohne ihre wesentliche Struktur anzutasten und ohne sie ersetzen zu wollen.

Jedoch besteht in diesen Organisationen wieder ein Unterschied, der dem früher festgestellten gleichläuft. Wie wir erkennen mußten, daß die ver-

schiedenen Gebiete ein verschiedenes Verhältnis von Können und Werk bedingen, so ist auch das Verhältnis zwischen Organisation und Haltung entsprechend verschieden. Als äußere Organisation unterliegen diese Einrichtungen in einem gewissen Grade der Technisierung und damit den Bedingungen eines echten Fortschritts. Aber je näher die Organisationen dem Personkern stehen, um so weniger sind sie von der geistigen Haltung loszulösen. Die rein technisch-wirtschaftliche Organisation ist von der innern Einstellung weitgehend unabhängig. Sie stehen in hohem Maße gleichsam in sich. Gehäuse, die eigene Festigkeit besitzen. Darum sind auch auf diesem Gebiete wirkliche und bedeutende Fortschritte erzielt worden. Aber je mehr wir zum andern Pol, den religiösen Vereinigungen, herübergehen, um so inniger durchdringt die innere Haltung die äußere Einrichtung und gibt ihr Wert und Leben. Schon auf politischem Gebiete zeigt uns die Geschichte, daß die beste Verfassung wertlos wird und unfähig, das Gesamtwohl zu sichern, sobald der Gemeinsinn der Bürger anfängt zu erschlaffen. Auf religiösem Gebiete vollends wird die äußere Organisation nicht nur wertlos, sondern eine Gefahr, sobald der innere Geist aus ihr entwichen ist. Während auf wirtschaftlichem Gebiet die äußere Leistung ihren vollen Wert unabhängig von der Gesinnung besitzt, die sie hervorgebracht hat, ist sie auf religiösem nichts ohne sie, ist sie von religiösem Wert nur als Offenbarung und Verkörperung dieser Gesinnung. Das ist auch der Wahrheitskern in Luthers Kampf gegen die Werke. Eine Religion ohne Werke wäre nicht dem Menschen gemäß oder wäre unecht. Aber richtig ist, daß das Werk als äußeres Geschehen nichts ist, sondern nur als Leib einer Gesinnung. Daraus ergibt sich aber, daß auch alle äußeren Organisationen nur so stark wirksam sind, als der innere Geist sie durchformt und belebt, und daß sie diesem gegenüber ein geringeres Gewicht haben als eben im Wirtschaftsleben. Ohne den innern Geist können sie nur als Leichname weiter bestehen und sind wie der Leichnam der Zersetzung ausgeliefert.

Es ist somit leicht einzusehen, daß auf religiösem Gebiet der Geist entscheidend ist für den Wert der Organisation und daß ihre technische Vollendung von geringem Gewicht ist. Unterliegt aber der Geist nicht dem Gesetze des Fortschritts, so auch nicht die entsprechenden Organisationen, oder nur in äußeren und unwesentlichen Belangen. Worauf es ankommt, ist die Glut des Herzens und der Aufschwung des Willens, die Hingabe der Liebe und die Bereitschaft zum Opfer. Immer wieder müssen diese von neuem anfangen, die Kultur in allen ihren Gebieten zu verchristlichen und das Gute in ihr zur Geltung zu bringen. Immer wieder müssen wir uns bemühen, Politik, Kunst und Wirtschaft den christlichen Grundsätzen gemäß neu zu gestalten, so sehr diese Gebiete innerhalb der von diesen Grundsätzen gelassenen Weite ihr Eigenrecht und ihre Eigenbewegung behalten. Sowie aber der Eifer erlahmt und die Glut erkaltet, sinkt von selbst die Kultur zurück in den Sumpf der Selbstsucht. Es bedarf dauernder Anstrengung, die keinen Augenblick nachlassen darf, soll menschliche Kultur nicht

zurückfallen in Unmenschlichkeit. Daß keine äußeren Errungenschaften sie vor diesem Absturz bewahren können, daß alle christliche Vergangenheit nicht zählt, wenn die Gegenwart unchristlich ist, das ist die Lehre, die die grauenvollen Taten der letzten Jahre uns eingehämmert haben. Wir hatten wohl gemeint, daß solche Untaten nur bei Barbaren und in früheren rohen, ungebildeten Jahrhunderten denkbar seien. Nun wissen wir zu unserer Beschämung, daß der Barbar in uns allen lebt, daß edle Menschlichkeit immer bedroht ist und kein Zustand werden kann, der sich von selbst versteht, und daß nur ein echtes Christentum uns davor bewahren kann, die gleichen Greuel zu wiederholen. Gewiß schreckt eine gute äußere Organisation viele von der Befriedigung ihrer Gelüste ab; das ist ihr hoher sozialer und kultureller Wert. Aber religiös sind die Gelüste schon schuldbar; man lese nur die Bergpredigt, um das zu verstehen. Und nehmen die Gelüste überhand, ohne von einer echten Religion immer wieder bezähmt zu werden, so bricht eines Tages die äußere Organisation zusammen und verwandelt sich in ein Werkzeug des Verbrechens.

Wir werden uns also nicht mehr wundern, wenn wir von einem christlichen Erbe in der Welt so wenig merken, und nicht glauben, das Christentum habe versagt, weil es ein solches nicht gebildet hat. Es hätte damit etwas Wesenswidriges getan. Für unser Heil und das Heil unserer Zeit sind wir verwiesen an Gottes Gnade und an unsere Aneignung der christlichen Werte, nicht hingegen auf ein Kapital aus der Vergangenheit, das unsere gegenwärtigen Anstrengungen überflüssig machte und das Ringen um das Heil maschinell vereinfachte. Wie der, der seine Reisen im modernsten und bequemsten Flugzeug zurücklegt, doch dabei tief unglücklich sein kann, und wie ein armer Mensch, der wie der Arme von Assisi auf nackten Füßen geht, die höchste Freude in seinem Herzen tragen kann, so ist auch die religiöse Höhe einer Zeit und eines Menschen von der äußeren technischen Kultur unabhängig, und Gott sei Dank, daß es so ist. Denn so streiten und laufen alle Geschlechter im entscheidenden Kampf unter den gleichen Bedingungen, und nur das entscheidet, was mit Gottes Gnade jeder aus sich und dadurch aus seiner Zeit macht. Für einen jeden ist aber diese Wahrheit ein Aufruf zu ernstestem Streben. Es kommt auf dich, auf mich, auf einen jeden an.

Das Christentum versagt also zu jeder Zeit, weil die Christen versagen, weil die Christen nicht ganze Christen sind. Und es wird um so mehr versagen, je mehr wir uns träge und opferscheu auf ein christliches Erbe verlassen, statt uns selber einzusetzen. So kann der Vorwurf, das Christentum habe versagt, auch eine Ausrede werden, ja ein Vorwand, hinter dem wir unser eigenes Versagen zu verstecken suchen. Wir sehen wohl die Mächte des Bösen in den erschreckenden Greueln, die wir mit erleben mußten; wir verurteilen streng Selbstsucht, Eigennutz, Lüge und Grausamkeit in den andern. Aber wir bedenken nicht, daß dies alles auch in uns wirksam ist. Wir wollen nicht sehen, daß jene Mächte, die Tyrannei, Krieg, Konzentrationslager und alle übrigen Verbrechen heraufgeführt haben, genau die gleichen

sind, die sich im Leben der einzelnen, der Familien und Gemeinden äußern in Hartherzigkeit, Rücksichtslosigkeit, grenzenloser Habgier und unherrschter Vergnügungssucht. Wir wollen es nicht wahr haben, daß wir diese Mächte in der ganzen Welt verstärken jedesmal, wenn wir ihnen nachgeben. So sind wir alle an den großen Untaten mit schuld, und zwar in dem Maße, als unser Christentum lau, feige, äußerlich und unentschieden war. Von dieser Mitschuld könnte sich nur der ausnehmen, der vor Gott sagen dürfte, daß er ganz und in allem Christ ist, daß in ihm kein ungetaufter Gedanke und kein ungetauftes Begehren mehr lebt. Wer außer Ihm, der am Kreuze die Schuld unser aller auf sich genommen hat, der sich der Gemeinsamkeit menschlichen Schicksals nicht entzogen hat, wer von uns wagte dies zu behaupten? Aber wie uns das Beispiel unseres Herrn zeigt, wird gerade der Schuldlose gerne und willig seinen Teil an den Folgen des Bösen auf sich nehmen, und zwar in dem Maße, als er schuldlos ist. Das ist das Wunder der Liebe, das durch das Christentum in die Welt gekommen ist, der Sieg, durch den es das Böse überwindet. Nur die Liebe kann den Haß und das Unrecht auffangen und sie innerlich vernichten. Aber diese Liebe ist nicht marktschreierisch, sondern wirkt, wie Gott selber, in der Stille. Sie sucht keine Anerkennung von den Menschen und braucht sie nicht, weil sie sich selbst belohnt genug fühlt durch ihr Dasein und durch das tiefe, wortlose Einverständnis mit dem Geheimnisvollen, der die Liebe ist. Nur wenn es etwas Größeres, Reineres und Mächtigeres geben könnte als diese weltüberwindende Liebe, könnte das Christentum ersetzt werden und zu einer überholten Stufe der Entwicklung herabsinken. Nur wenn ein Geschlecht seine Verchristlichung bis zum Letzten vollbracht hätte und dann doch noch Krieg und Haß und Ausbeutung in der Welt wären, nur dann könnte mit Recht von einem Versagen des Christentums gesprochen werden. Bis dahin wollen wir aber lieber reden von einem Versagen der Christen, von unserem Versagen, und uns bemühen, in unserem Leben die Kraft des Christentums besser zu bewähren.

Zur Geschichte und Bedeutung der Konkordate

Von WILHELM BERTRAMS S. J.

Bei der Neuordnung der deutschen Verhältnisse spielt auch das Verhältnis von Staat und Kirche eine große Rolle. Wieder erhebt sich die Frage, ob zwischen den beiden höchsten Gewalten ein vertragsmäßiger Zustand oder ein unverbindliches Nebeneinander bestehen soll. Zur Klärung dieser Frage wird es beitragen, wenn wir in einem Überblick Geschichte und Bedeutung der Konkordate herausstellen¹.

¹ Vergl. dazu: W. Bertrams S. J., Der neuzeitliche Staatsgedanke und die Konkordate des ausgehenden Mittelalters. Rom 1942.